

VII. Abschluß des Studiums

Im Mai 1823 brach der Dichter seinen Aufenthalt in Berlin ab. Die Gründe sind nicht klar. Sein Kopfleiden hatte sich zwar erheblich verschlechtert, aber doch nicht so, daß er die Großstadt verlassen mußte. Die Hochzeit seiner Schwester stand vor der Thür, aber wenn er dieser auch beiwohnen wollte, so war das noch kein Anlaß, auf die Rückkehr in die Residenz zu verzichten. Aber der Abschied, den er von den dortigen Freunden nahm, war für die Dauer, nicht mit der Aussicht auf ein baldiges Wiedersehen. Heine mochte einsehen, daß er das juristische Studium in Berlin niemals zum Abschluß bringen würde. Er hatte zwar mehrfach daran gedacht, es aufzugeben, ja sogar nach Frankreich auszuwandern, aber alle diese Pläne hatten keine feste Gestalt angenommen, und aus Mangel an einem andern Entschluß blieb es bei der Jurisprudenz. Der Onkel hatte ihm zwar noch für ein weiteres Jahr den Aufenthalt auf der Universität zugesagt, aber es war zweifelhaft, ob diese Zusage den Charakter eines unbestimmten Versprechens oder einer bindenden Verpflichtung trug. Außerdem war das Stipendium für Berlin ungenügend. Entweder mußte es erhöht werden oder der Dichter mußte eine billigere Hochschule aufsuchen. Alle diese Gründe machten eine Aussprache mit dem Millionär unvermeidlich, und wenn sie sich auch noch um einige Monate hätte verschieben lassen, so schien doch gerade der gegenwärtige Zeitpunkt und die augenblickliche Stimmung des Geldmanns besonders geeignet und erfolgversprechend.

Der Kröfus hatte sich damals sehr gnädig gegen seinen Bruder Samson und dessen Familie erwiesen. In dem ersten Brief aus Lüneburg schrieb Heine an Barnhagen, seinen Vertrauten in Geld- und Familienangelegenheiten: „Günstige Umstände haben in der letzten Zeit meine Eltern und auch meine Geschwister mit so viel Erfreulichem und Behaglichem umgeben, daß ich auch für mich einer heiteren Zukunft entgegensehen würde, wenn ich nicht wüßte, daß

das Schicksal gegen deutsche Poeten seine bösen Rücken selten ungeübt läßt." Das kann nach der ganzen Sachlage nur bedeuten, daß Salomon Heine die Sorge für die Familie seines mittellosen Bruders und für die Zukunft seiner bei ihm weilenden Kinder übernommen hatte. Samson war aus Düsseldorf fortgezogen, weil sich sein Geschäft von der Krisis nach dem Krieg nicht erholen und ihn und die Seinen nicht ernähren konnte. Er siedelte nach Oldesloe über, sicher nicht, um sich in dem holsteinischen Flecken zur Ruhe zu setzen, sondern um von dort aus vermutlich nach Instruktion seines reichen Bruders in dem benachbarten Hamburg einen neuen Handel anzufangen. Sowohl der Dichter als seine sonst so geschwägigen Brüder schweigen sich über diese Episode aus, d. h. sie zogen vor, nichts darüber zu berichten. Sehr rühmlich kann sie nicht gewesen sein. Samsons Erwartungen erfüllten sich nicht, und schon nach wenigen Monaten hielt er es für besser, Oldesloe zu verlassen. Da griff sein Bruder Salomon helfend ein. Daß er den mittellosen, vielleicht sogar bankerotten Verwandten nicht in Hamburg haben wollte, ist begreiflich. Er brachte ihn in Lüneburg unter, nahe genug, um stets ein wachames Auge über der unzuverlässigen Gesellschaft zu haben, und doch wieder so weit von Hamburg, daß die Familie, mit der keine Ehre einzulegen war, ihn nicht störte. Der reiche Mann fuhr selber in seinem eleganten Bierspanner nach Lüneburg, um eine passende Wohnung für den Bruder zu suchen. Er versprach wohl auch in der gnädigen Laune, in der er sich damals befand, für die beiden jüngeren Söhne Gustav und Max zu sorgen, denn ohne diese Sicherheit hätte der eine nicht studieren können, und er ermöglichte wohl auch die Heirat der Tochter Charlotte, indem er ihr eine Mitgift bestellte, ohne die sie, wie damals die jüdische Auffassung war, niemals einen Mann gefunden hätte.

Der Dichter durfte sich also Hoffnung machen, daß der Dunkel auch etwas für ihn tun würde. Berlin verließ er nicht ungern, aber kaum daß er Lüneburg betreten hatte, klagte er über diese „Hauptstadt der Langweile“ und sehnte sich nach der Residenz zurück. Er gehörte in seiner Jugend zu den unglücklichen Naturen, die das

Gute des Augenblicks nie erkennen, die die Gegenwart immer unerfreulich, die Vergangenheit immer schön finden. Als Lüneburg hinter ihm lag, bemerkte er, daß er dort ein ganz behagliches Dasein geführt habe. Dasselbe widerfuhr ihm später in München. Er klagte über den Ort, solange er dort weilte, um nachträglich zu entdecken, daß er dort ein „köstliches Leben“ hatte. Diese raschen Gefühls- und Stimmungsumschläge sind bezeichnend für die innere Unrast des jungen Heine, sie fließen aber teilweise auch aus dem Wesen der poetischen Begabung selber, die ihrem Träger Welten vorzaubert, neben denen jede Gegenwart als Enttäuschung wirken muß. Immerhin, Heines Verstimmung in Lüneburg war mehr berechtigt als seine nachträgliche Zufriedenheit. In Berlin hatte er mit ausgezeichneten Menschen verkehrt, eine Fülle von Anregungen hatte er empfangen und die Aufregungen des literarischen Betriebes ausgekostet. Er hatte auch — und das darf nicht unterschätzt werden, zumal da er selber es nicht unterschätzte — den Lebensgenuß kennen gelernt. Nicht mehr als geduldeter armer Verwandter wie dereinst im Hause des Dnkels, sondern als gleichberechtigter Gast, der durch seinen Geist und seine Stellung Anspruch auf die Freuden des Daseins machen darf. Er liebte eine feine Küche, er trank, wenn auch wenig, so doch gut, er kleidete sich elegant und hatte sich an die Formen und den Luxus der höheren Gesellschaft gewöhnt. Die besten Kreise standen ihm als anerkannten, wenn auch noch nicht berühmten Autor offen. Er war nicht geneigt, auf dieses materielle Behagen zu verzichten.

Das alles vermißte er in Lüneburg. In dem Haus der Eltern ging es sicher sehr einfach zu. Gleichmäßig flossen die Tage dahin. Ein Theater gab es nicht, Bücher waren schwer zu beschaffen, Neuerscheinungen trafen erst nach Wochen ein, die großen literarischen Zeitschriften wurden von niemand gehalten, und was nicht in dem Kreisblatt oder dem Hamburger „Correspondenten“ stand, existierte für diese abgeschlossene Welt nicht. Seine Eltern als frisch zugezogene, mittellose Israeliten hatten natürlich keinen größeren Umgang erworben, und ihre wenigen jüdischen Bekanntschaften konnten

dem Sohn keinen Ersatz für die Berliner Gesellschaft bieten. Er schalt die dortigen Juden „Schacherer und Schmutzklappen wie überall“. Angenehm war ihm der Umgang mit dem jungen Dr. Christiani, der beim Lüneburger Magistrat beschäftigt war. Er trat dem Dichter näher, heiratete später sogar eine seiner Cousinen und blieb ihm ein treuer Freund bis zum Tode. Er ist der Held des humoristischen Gedichtes I, 124:

Diesen liebenswürdig'en Jüngling
kann man nicht genug verehren;
oft traktiert er mich mit Austern
und mit Rheinwein und Likören.

Zierlich sitzt ihm Rock und Höschen,
doch noch zierlicher die Binde,
und so kommt er jeden Morgen,
fragt, ob ich mich wohl befinde;

spricht von meinem weiten Ruhme,
meiner Anmut, meinen Wigen;
eifrig und geschäftig ist er,
mir zu dienen, mir zu nützen.

Und des Abends in Gesellschaft,
mit begeistertem Gesichte,
deklamiert er vor den Damen
meine göttlichen Gedichte.

O, wie ist es hoch erfreulich,
solchen Jüngling noch zu finden,
jetzt in unsrer Zeit, wo täglich
mehr und mehr die Bessern schwinden!

Es bezieht sich allerdings auf eine spätere Zeit. Damals mochte es dem jungen Christiani schwer fallen, Hörer und Verehrer für die göttlichen Gedichte seines Freundes zu finden, dessen Bedeutung er trotz seiner eigenen grenzenlosen Schwärmerei für Goethe sofort erkannt hatte.

Seine letzte nach Anerkennung. Er bemerkte zwar mit der ganzen lebensmüden Blasiertheit und Überlegenheit eines fünfundzwanzigjährigen, daß papiernes Lob auf ihn keinen Eindruck mehr mache, aber beständig ermahnte er die Freunde, ihm jede Besprechung seiner Dich-

tungen zu schicken oder trieb sie an, diese an geeigneter Stelle zu besprechen, ja er trat selbst mit den Redaktionen in Verbindung, um ihren Anzeigen die Aufnahme zu sichern. Er gebrauchte alle journalistischen Künste, um sich in Szene zu setzen. Er war eitel, aber er mußte auch aus praktischen Gründen so verfahren. Er hatte nun bald drei Jahre studiert, aber von dem Abschluß seiner Studien war er weit entfernt. In der Familie hielt man ihn für einen verlorenen Sohn, und da mußte ihm daran liegen, den verständnislosen Leuten, besonders aber dem reichen Oheim, von dessen Gnade er abhing, zu beweisen, daß er seine Zeit nicht unnütz vertrödelt hatte, sondern daß er etwas geworden war, wenn auch kein Jurist, so doch ein Dichter, von dem man in ganz Deutschland sprach. Das Bedürfnis, Aufsehen zu erregen, hat unheilvoll auf Heines Schaffen eingewirkt. Manches Gedicht hätte er vielleicht unterdrückt, vielleicht auch die christenfeindliche Tendenz des „Almansor“ weniger zugespitzt, ohne das Streben, um jeden Preis die Aufmerksamkeit des Publikums zu erringen. Darum war ihm der Durchfall seines Dramas doppelt unangenehm. Braunschweiger Meßjuden verbreiteten, wie er schrieb, die Nachricht durch ganz Israel. Gab der Mißerfolg den böshaftern Stimmen in der Familie nicht recht, daß aus dem „dummen Jungen“ niemals etwas werden würde? Eine Entschädigung bildete eine glänzende Besprechung der Tragödien und der Gedichte in der „Hamburger Zeitung“. Hier konnten es die „Sippen und Magen“ schwarz auf weiß frühmorgens am Kaffeetisch lesen, daß sie die Ehre hatten, einen der größten lebenden Dichter zu den Ihren zu zählen. Aber wenn sie ihm auch zu dieser Besprechung gratulierten, wie sie ihm nach seiner eigenen Mitteilung zu dem Braunschweiger Durchfall kondolierten, so machte doch dieser Hamburger Artikel keinen nachhaltigen Eindruck, und alle Oppenheim, Friedländer, Embden und Konsorten guckten von der stolzen Höhe ihrer Kontorbüche den dichtenden Verwandten über die Achseln an. Daß ihn diese Geringschätzung erbitterte, ist begreiflich. Aber er war von dieser Gesellschaft abhängig, und nur in Briefen an vertraute Freunde durfte er

diese Leute in seinem beleidigten Selbstgefühl als „Hundepack“ bezeichnen.

Seine damalige Lage war unwürdig. Ohne Beruf, ohne Stellung, ohne sichere Aussicht für die Zukunft, ja ohne zu wissen, wovon er morgen leben sollte, saß er in Lüneburg und wartete, ob und wann es dem reichen Dufel gefallen würde, sich seiner anzunehmen. Dazu kamen die peinigenden Geldverlegenheiten, die ihn das ganze Leben lang nicht losließen. Der Wechsel, den ihm Salomon Heine gewährte, reichte natürlich bei seiner Lebensweise nicht aus. So mußte er borgen, und er hat so ziemlich alle Leute angepumpt, die in nähere Berührung zu ihm traten. In jener Zeit sind es lächerlich kleine Summen; bald schuldet er Moser zehn, bald Sethe sechs Louis, ja von Kaumer borgt er zwei und von Lehmann sogar nur einen Louis, ohne ihn zurückzahlen zu können. Er war, wie er selbst zugesteht, „kein delikater, zart fühlender Jüngling, der rot wird, wenn er Geld borgen muß, und stottert, wenn er von den besten Freunden Hilfe verlangt“. Nein, er besaß „in solchen Fällen ein dickhäutiges Gefühl“, aber die Fämmerlichkeit dieser Verpflichtungen und die Kleinlichkeit dieser Defizitwirtschaft mußten ihn nervös machen und bei aller Dickhäutigkeit seinen Stolz verletzen. Sie stumpften aber mit der Dauer auch sein moralisches Gefühl ab und gewöhnten ihn an eine sehr laze Auffassung in Geldsachen. Es wurde ihm geläufig, Geld zu nehmen, ohne sich darum zu kümmern, ob er es jemals werde zurückzahlen können. Es genügte ihm, ein vorhandenes Loch zuzustopfen, ohne sich über die Art und Weise Strupeln zu machen. Mit den Jahren wurde Heine immer unbedenklicher in seinen finanziellen Manövern. Dazu kam sein Spekulationsgeist, der ihn zuerst an den Pharaotisch, später an die Börse trieb. In Lüneburg verfügte er über diese Hilfsmittel nicht. Seine damalige Situation war äußerst peinlich. Mit dem Selbstgefühl eines Dichters, den Schulden eines Studenten und den Ausichten eines verlorenen Sohnes saß er bei den Eltern, die selber von der Gnade des reichen Bruders zehrten.

Heine hatte Grund, verstimmt zu sein. Am meisten allerdings

trug seine unglückselige Verstrickung in das Judentum dazu bei. Schon in Berlin litt er unter Verfolgungsideen, er bildete sich ein, daß eine feindliche Clique sich gegen ihn verschworen habe und ihm nachstelle. Diese Befürchtungen waren teils Symptome seines kommenden Nervenleidens, teils wurden sie durch die übertriebene Bedeutung, die er seinen Schriften beilegte, hervorgerufen. Der Dichter hielt sich für viel staatsgefährlicher, als er war. Dazu kam seine ängstliche und mißtrauische Natur, die immer Feindschaft, Heimlichkeiten und Unrat witterte. Mit dem „Almansor“ hatte er sich wirklich Gegner geschaffen. Die Gegenwirkung auf diesen Angriff gegen das Christentum konnte nicht ausbleiben, zumal da der Vorstoß nicht einzig in seiner Art war und von den Feinden unterschiedlos mit Pamphleten wie der bössartigen „Germanomanie“ des Saul Moser in einen Topf geworfen wurde. Heine mochte recht haben, daß die Wogen des Judenthasses zu ihm emporbrandeten. Mancher Leser, der ihn bis dahin geschätzt hatte, fiel von ihm ab, besonders im Rheinland, das von der romantisch-burschenschaftlichen Stimmung beherrscht wurde. Der Dichter fühlte sich als ein Opfer des Antisemitismus, und dieses Gefühl steigerte sich in der nächsten Zeit zu einer krankhaften Empfindlichkeit, so daß er überall Haß gegen die Juden und gegen sich selbst als Juden witterte, wo unter Umständen ganz andere Gefühle vorlagen. Wenn er in Lüneburg keinen Anschluß findet, so schiebt er es auf sein Judentum, wenn er von den Bewohnern als Dichter nicht anerkannt wird, so ist ihr Antisemitismus die Ursache. Er verspottete zwar diese Auffassung sehr witzig, indem er dem Freund Moser schrieb, daß sogar die christlichen Hunde auf der Straße von dem kleinen Judenhund seiner Mutter nichts wissen wollten, aber durch den Spott befreite er sich nicht von der Vorstellung, daß er bestimmt sei, für Israel zu dulden und als Opfer zu leben.

Darin lag eine Vergewaltigung seines Wesens, eine Epikuräernatur wie die seine konnte sich nicht in die Rolle des Märtyrers hineinleben. Er hielt sich zwar für einen Mann der Idee und glaubte, sich für eine Idee opfern zu können, aber, heißt es in

seiner Selbstschilderung weiter, seine Vernunft schätze die Genüsse des Lebens und wolle ihr Teil von ihnen haben, und nun „ist in mir der große Kampf zwischen meiner klaren Vernünftigkeit, die den Lebensgenuß billigt und alle aufopfernde Begeisterung als etwas Törichtes ablehnt, und zwischen meiner schwärmerischen Neigung.“ Heine wollte nicht darben und nicht entsagen. Er hat, ohne daß es ihm zum Bewußtsein kam, stets nur Ideen vertreten, die seine Ansprüche auf Lebensgenuß garantierten. Es war ein seltsamer Irrtum und eine unglückselige Fügung, daß er sich selbst zum Opfer stempelte, und noch dazu zum Opfer des Judentums, das ihm im Grunde nichts sagte. Er geriet dadurch in einen Zwiespalt mit sich selber, den er nur allmählich zurückdrängte, aber niemals völlig überwand. Er erweckte eine Spannung in seiner Brust, einen dumpfen Groll sowohl gegen seine eigne Narrheit, gegen die Berliner Genossen wie gegen die Juden, die sein Martyrium nicht verdienten, ja nicht einmal haben wollten. Heine ist bei Lebzeiten von jüdischer Seite ebensosehr angegriffen worden wie von christlicher, und gerade damals war die Hamburger Tempelgemeinde über ihn empört und suchte ihn nach seinen Angaben in jeder Weise zu diskreditieren. Es war Zeit, daß der Dichter in eine andre Umgebung kam, sonst wäre er rettungslos in diesen elenden Judengeschichten untergegangen. Schwer genug hat er unter ihnen in Lüneburg gelitten.

Es ist begreiflich, daß seine Arbeiten unter diesen Umständen keine großen Fortschritte machten, zumal da seine Gesundheit noch immer schlecht war und seine Kopfschmerzen sich in dem ruhigeren Leben der Kleinstadt nur allmählich besserten. Vergebens ließ er sich alle möglichen Materialien aus Berlin senden, der „Rabbi von Bacharach“ kam nicht weiter und auch mit den Bandekten beschäftigte er sich ohne Freude und ohne Erfolg. Er hatte mit dem juristischen Studium noch nie Ernst gemacht, und so mag ihm damals die Einpaukerelei ohne jede Vorkenntnisse und ohne fremde Beihilfe schwer geworden sein; aber alle seine Äußerungen, daß Papinian und Ulpian ihm unverständlich seien, sind mehr oder weniger be-

wußt komische Klagen eines Dichters, der von der fremden Wissenschaft nichts wissen will. Für Heines Begabung war es eine Kleinigkeit, sich das wenige anzueignen, das zum Examen nötig war, wenn er nur den guten Willen besaß. Aber der hatte leider gefehlt und fehlte auch in Lüneburg, da der Dichter noch immer nicht sicher war, daß er wirklich in den sauren Apfel der Jurisprudenz beißen mußte.

In dieser verstimmenden Lage fand er noch nicht einmal bei seinen nächsten Angehörigen, bei Eltern und Geschwistern, Trost oder Verständnis. Das Gefühl der Familienzugehörigkeit war bei ihnen stark ausgeprägt, aber es beruhte mehr auf einer aner kennenswerten altjüdischen Tradition und überliefertem Pflichtgefühl als auf freier Wahl und persönlicher Liebe. Ein Mitgefühl für seine besonderen Lebensverhältnisse und ein Eingehen auf seine Eigenart als Dichter hatte er hier nicht zu erwarten. So schrieb er an Moser: „Was die Aufnahme bei meiner Familie betrifft, so hat meine Mutter die Tragödien und Lieder zwar gelesen, aber nicht sonderlich goutiert, meine Schwester toleriert sie bloß, meine Brüder verstehen sie nicht und mein Vater hat sie gar nicht gelesen.“ Daß die Eltern nicht die Bildung besaßen, das Schaffen ihres Sohnes zu begreifen, ist schon früher dargelegt worden. Die Geschwister dagegen hätten es vermocht, aber bei ihnen fehlten der gute Wille und das Interesse. Ihr Verhältnis zu dem ältesten Bruder war nicht so, daß sie sich besondere Mühe gaben, seine Dichtungen zu verstehen. Gustav wie Max waren äußerliche Menschen, die den Schein über das Wesen stellten, beschränkte Köpfe, aber geschickt, wenn ihr Vorteil in Frage kam, stets darauf bedacht, nach außen gute Figur zu machen, selbst wenn es auf Kosten der inneren Wahrheit geschah. Beide waren liebenswürdig und wußten durch Liebenswürdigkeit ihre Rücksichtslosigkeit, den Mangel an Gefühl und das Fehlen aller höheren Eigenschaften zu verbergen. Den älteren hatte der Dichter schon damals durchschaut. Er erwähnt zwar den Bruder wie keinen seiner Angehörigen jemals, ohne hinzuzusetzen, daß er ihn liebe, aber diese „Liebe“ verhinderte ihn nicht, schon 1827 zu schreiben,

daß er seinem Bruder nicht die Geheimnisse seiner Lage, geschweige die seinen anvertrauen würde. Gustav hatte die „Impertinenz“ gehabt, Briefe, die für den Dichter bestimmt waren, zu erbrechen. Die Wege der beiden Brüder gingen später weit auseinander. Der jüngere wurde Landwirt, dann unter Ausnutzung des adlig klingenden mütterlichen Namens österreichischer Offizier. Heine suchte ihm anfangs zu helfen und die Schwierigkeiten zu überwinden, die einem Juden als Landwirt entgegenstanden. Ob mit Erfolg, ist nicht bekannt. Aber Gustav war auch imstande, für sich selber zu sorgen, er wußte immer die Konjunktur auszunutzen, und der Aufschwung des Aktienwesens, der mit dem Bau der Eisenbahnen einsetzte, verhalf dem nachmaligen Baron zu beträchtlichem Vermögen. So oft sich sein Pfad mit dem seines großen Bruders kreuzte, geschah es meist nicht zum Vorteil, selten zum Vergnügen des letzteren.

Freundlicher gestalteten sich die Beziehungen zu May. Er verstand es, ohne sich darum mit den andern Mitgliedern seiner engern und weitern Verwandtschaft zu überwerfen, mit dem Dichter gut zu stellen. In dieser erteilte ihm das Zeugnis, er sei der einzige aus seiner Familie, der ihn schweigend verstehe. Da das Lob den Vorbehalt „in der Familie“ trägt, so besagt es nicht viel, aber sicher ist, daß May neben dem zurückhaltenden Onkel Henry der einzige unter den männlichen Angehörigen des Dichters war, über den er nie Klage geführt hat. Sein Aufenthalt in Rußland entrückte ihn bald den Familienstreitigkeiten, und wenn er vorübergehend nach Deutschland kam, war er zu vorsichtig, um Partei zu ergreifen. Im Grunde war May nicht besser als Gustav, und nach dem Tod des Dichters hat weder der eine noch der andere sein Andenken in Ehren gehalten. Beiden kam es nur darauf an, alles zu unterdrücken und zu beseitigen, was der Hamburger Millionärsfamilie unangenehm war, mochte dabei auch der Nachruhm ihres im Leben und im Tode vielgeschmähten Bruders leiden. Einstweilen saß aber May noch in Prima und übte eine ziemlich unreife Kritik an den Liedern des Dichters. Es zeugt von der Gutmütigkeit Heines, daß er sich die vorlauten Ratschläge des Jüngeren gefallen ließ, ja sogar in den

von dem Gymnasiafen angepriesenen antiken Metren zu dichten versuchte. Es kam nichts dabei heraus und ärgerlich verzichtete der Dichter auf die Formen der Griechen. May selbst besaß ein gefälliges Reimtalent, das er ziemlich anspruchsvoll ausübte. Der Dichter riet ihm dringend von der Poesie ab, denn fügte er scherzend hinzu, ein Poet in der Familie sei genug Unglück.

Am nächsten von seinen Geschwistern stand Heine seine Schwester Charlotte. Mit ihr hatte er als Kind gespielt, aber was er an ihr liebte, war weniger ihre Person als die Erinnerung an seine eigene Jugend. Sie ließ sich von ihm liebevolle Briefe schreiben, ließ sich auch in den Zeiten ihrer Schwangerschaft manchen unfeinen Scherz sagen, und sie hat diese Briefe vermutlich ebenso liebevoll beantwortet und den Dichter zum Vertrauten ihrer häuslichen und ehelichen Sorgen gemacht. Ihre Äußerungen sind nicht erhalten, aber aus Heines Antworten ergibt sich, daß von einer Teilnahme der Schwester an seinen Interessen nicht die Rede war. Sie halten sich an der Oberfläche. Er denkt nicht daran, der Schwester seine Sorgen, seine Pläne oder Herzensnöte mitzuteilen. Sie erhält wohl Versicherungen seiner Liebe, aber kaum ein Wort, das nicht jeder Fremde ebenfogut erfahren könnte. Diese Liebe ist konventionell, wie sie zwischen gut erzogenen Geschwistern mit gemeinsamen Kindheits-erinnerungen üblich ist. Heines Verhältnis zu Charlotte läßt sich mit dem Goethes zu Cornelia oder dem Heinrich von Kleists zu Ulrike nicht vergleichen. Für die eine war es ein Opfer, als sie sich verheiratete und dadurch von dem Bruder entfernen mußte, die andere blieb ledig, um ihm ausschließlich zu leben. Heine hat an seiner Schwester weniger gehabt als Schiller an der seinen, obgleich diese an Bildung und Erziehung der Hamburgerin nachstand. Als sie sich verlobte, glaubte sie sicher nicht, daß der Bruder dadurch etwas verlieren würde. Und er verlor auch nichts. Sein Glückwunsch vom 2. Februar 1823 bekundet keine Enttäuschung und keine Verstimmung, im Gegenteil, er ist mit der Wahl des Schwagers durchaus zufrieden.

Die Ehe gestaltete sich nicht sehr glücklich, aber nicht deshalb

kam es zwischen Heine und seinem Schwager Moritz Embden zum Bruch. Er wußte, daß sein „Lottchen“, die er als „Musik, ganz Ebenmaß und Harmonie“ gepriesen hatte, sehr launisch war und daß ihre Launen die Schuld an den ehelichen Mißhelligkeiten, vielleicht sogar zum größeren Teil, trugen. Er mahnte beide Ehegatten zum Frieden und zur gegenseitigen Rücksicht, und die Briefe, die er bei diesen Gelegenheiten und schon früher zur Verlobung oder zur Geburt des ersten Kindes schrieb, beweisen, daß er den Schwager durchaus nicht für den Störenfried hielt, sondern eine hohe Meinung von seiner Klugheit und seinem Charakter hegte, wenn er auch politisch nicht mit ihm übereinstimmte. Doch nach wenigen Jahren trat ein Umschwung in seiner Ansicht ein. Er bezugte dem Schwager, wie er selber schrieb, eine wohlverdiente Verachtung, die dieser damit vergalt, daß er den Dichter bei aller Welt verleumdete. Heine verzichtete mit schwerem Herzen auf seine Schwester, da die „Unappetitlichkeit“ ihres Mannes eine Fortsetzung des Verkehrs unmöglich machte. Es ist nicht bekannt, worin diese bestand, es muß auch damit gerechnet werden, daß die Darstellung des empfindsamen, leicht gekränkten Dichters partiisch gefärbt ist. Es kommt nicht viel darauf an. Die Sympathien des normalen Hamburger Kaufmanns mußten in einem Konflikt mit Salomon Heine auf seiten des Millionärs, nicht des Poeten sein, und vermutlich war es die Stellung zu dem Dunkel, die zur Entfremdung der beiden Schwäger führte. Nach Bildung und Herkommen konnte der Mann seiner Schwester dem Dichter kein verständnisvoller Freund werden, aber als kundiger Berater in praktischen Dingen und als Vermittler in den endlosen Streitigkeiten der Familie hätte er ihm beistehen können. Einen solchen brauchte der haltlose, gereizte Heine sehr notwendig, aber nicht einmal dieser bescheidenen Aufgabe hat Moritz Embden genügt. Die Rolle, die er wie die ganze Familie im Leben seines berühmten Schwagers spielte, ist rein negativ. Sie haben ihn als Künstler nicht verstanden, als Menschen geschmäht und in der denkbar kleinlichsten, ja böshafsten Weise gehindert.

Einstweilen fand Ende Juni 1823 Embdens Hochzeit mit

Charlotte statt. Da sie nicht in Lüneburg, sondern in einem beliebten Vergnügungsort in der Umgebung Hamburgs gefeiert wurde, so ist anzunehmen, daß der reiche Onkel die Kosten bestritt. Das Fest scheint mehr eine Huldigung für den splendiden Gastgeber als für die Neuvermählten gewesen zu sein. Er war in der besten Laune. Der Dichter hatte wohl darauf gerechnet, ihn in der Hochzeitsstimmung für seine Pläne zu gewinnen, zum mindesten sich ihm zu nähern und bessere Beziehungen herzustellen. Aber so leicht war dem geriebenen Geschäftsmann nicht beizukommen. Er war äußerst huldvoll gegen den Neffen, wie immer, wenn es kein Geld kostete, wick aber sowohl damals wie bei einem achttägigen Besuch, den ihm Harry Anfang Juli in Hamburg machte, jeder Verpflichtung aus. Er stand gerade vor Antritt einer größeren Reise, seine knappe Zeit erlaubte ihm nur, dem Neffen zehn Louisd'or zu einer Bade-reise zu schenken, die Heine bald darauf ausführte. Aber sie kostete ihn den dreifachen Betrag. Er schob die Kargheit des Onkels auf den ungünstigen Einfluß der ihm feindlichen Hamburger und dachte daran, durch Bekanntschaften, die ihm Barnhagen vermitteln sollte, ein Gegengewicht gegen ihre Partei zu bilden. Er ging dabei von der Voraussetzung aus, daß der Onkel im Grunde edel, freigebig und ihm wohlgesinnt sei und nur durch fremde Gehässigkeit an-der Ausübung seiner Großmut behindert werde. Diese Annahme war insofern richtig, als die ganze Familie um die Gunst des Millionärs buhlte. Jeder einzelne strebte danach, so viel als möglich aus ihm herauszuholen, und gönnte dem andern nichts, ohne daß darum eine besondere Gehässigkeit gegen den Dichter bestand. Sie sahen in ihm nur einen unerwünschten Mitesser mehr an der gemeinsamen Futterkrippe. In diesem Wettkampf war den Leuten jedes Mittel recht und in der Strupellofsigkeit bestand ihre Überlegenheit über ihren berühmten Verwandten, der mit seiner „abstoßenden Höflichkeit, Ironie und Ehrlichkeit“ nicht viel auszurichten vermochte. Ein Irrtum aber war es, wenn er die Güte Salomons als eine gegebene und dauernde Größe in Rechnung stellte. Der Geldmann war von Natur mißtrauisch, kleinlich und ohne Verständnis für die genialen

oder geistreichen Regungen einer Künstlerseele. Die Widmung des „Lyrischen Intermezzo“ machte auf ihn gar keinen Eindruck, bei den Wiken des Neffen, wenn sie nicht zu fein waren, amüsierte er sich vortrefflich, aber er dachte nicht daran, sie mit seinem sauer verdienten Gelde zu bezahlen.

Unter diesen wenig erfreulichen Umständen sah der Dichter Hamburg wieder, die „schöne Wiege seiner Leiden“. Vier Jahre waren verfloßen, seit er mit einer unglücklichen Liebe im Herzen, aber doch als hoffnungsvoller Student den Ort verlassen hatte, seit zwei Jahren war die Jugendgeliebte die Gattin eines anderen Mannes und saß als Frau Friedländer auf ihrem Gute in Ostpreußen. Heine brauchte keine Furcht zu hegen, ihr zu begegnen, aber es war für ihn schon ein schwerer Entschluß, die Stadt zu betreten, die ihm „Elysium und Tartarus“ zugleich gewesen war. Beim Anblick der vertrauten Stätten brachen die alten Wunden auf. Barnhagen hatte ihn vor dem Besuche gewarnt, und Heine mußte dem verständigen Freunde nachträglich Recht geben, daß es töricht war, sein weiches Herz den Erregungen der Hamburger Reise auszusetzen. In dieser wehmüttsvollen Gemütsverfassung, in dieser unter dem Nachklang der alten Liebe zitternden Stimmung kam er wieder nach Ottensen in das Landhaus des Onkels. Dort herrschte jetzt als junge Königin die einzige noch unvermählte Tochter, Amaliens jüngste Schwester Therese. Sie war 1807 geboren, war also, als der Dichter Abschied nahm, noch ein Kind und zählte auch jetzt noch keine sechzehn Jahre. Sie glich der Schwester, und diese Ähnlichkeit mag den Dichter zuerst zu ihr hingezogen haben. Aus dem Interesse wurde Liebe, und bald glühte sein Herz für die junge Cousine wie vor vier Jahren für die ältere.

Heine hat über seine Neigungen einen beinahe undurchdringlichen Schleier gebreitet. Seine Liebe zu Amalie erwähnt er ein einziges Mal in einer flüchtigen Andeutung in einem Schreiben an Barnhagen, von Therese hat er direkt niemals gesprochen und nur, als sie sich mit einem andern verheiratete, schrieb er in dem Glückwunsch an ihren Vater: „Bedingterweise habe ich mich über ihre Vermählung ge-

freut. . . . Nächst mir selber hätte ich sie keinem lieber gegönnt als dem Dr. Halle.“ Diese spaßhafte Wendung allein besitzt natürlich keine Beweiskraft, aber wenn man sie, wie es Ernst Elster getan hat, mit andern Äußerungen zusammenhält, in denen allerdings kein Name genannt wird, so kann man an dieser zweiten Liebe Heinrich Heines nicht zweifeln. Wir verdanken es diesem ausgezeichneten Forscher, daß wir von dieser Neigung überhaupt etwas wissen, die noch Strodtmann völlig entgangen war. Wenn ich auch Elsters Beweis nicht im vollen Umfange zustimme und es nicht für zulässig halte, aus den Gedichten Schlüsse auf den wirklichen Verlauf der Ereignisse zu ziehen, so bleibt doch genug übrig, um diese Liebe zur Gewißheit zu erheben. So schrieb der Dichter über den tiefen Eindruck seines Hamburger Besuches an Moses Moser: „Zu gleicher Zeit wirkte die Magie des Ortes furchtbar auf meine Seele, und ein ganz neues Prinzip tauchte in derselben auf; dieses Gemütsprinzip wird mich wohl eine Reihe Jahre lang leiten und mein Tun und Lassen bestimmen. Wär' ich ein Deutscher . . . so würde ich Dir über dieses Thema lange Briefe, große Gemütsrelationen schreiben; aber doch sehne ich mich danach, Dir in vertrauter Stunde meinen Herzensvorhang aufzudecken und Dir zu zeigen, wie die neue Torheit auf der alten gepropft ist.“ Das kann doch nur heißen, daß Heine eine neue Liebe empfand, daß diese in Beziehung zu der alten stand und daß er damit rechnete, daß diese Neigung einen bestimmenden Einfluß auf seinen Lebensweg ausüben würde.

Ob es schon wie Elster meint, im nächsten September zu einer Erklärung gekommen ist, die aber von der kaum den Kinderjahren entwachsenen Therese nicht verstanden wurde, kann zweifelhaft erscheinen; sicher ist, daß Heine Hamburg mit einer neuen Liebe im Herzen verließ, die ihn teils mit Hoffnung, teils mit Sorge, teils mit einem gewissen Schauer vor sich selbst erfüllte. Diese zweite Liebe war ja ein Bruch mit der Byronstimmung, in die er sich so schön hineingelebt. Es war also nicht richtig, daß das Herz nur einmal lieben könne und nach dem ersten Schlage ewig unglücklich und leer bleiben müsse. Es ist begreiflich, daß der Dichter den

Pfad der neuen Liebe mit Zagen und Mißtrauen gegen sich selber beschritt. Sie bedeutete eine Revolution seiner Gefühlswelt, eine Überwindung von Ideen, auf denen er sein Leben wie sein Dichten aufgebaut hatte, eine Rückkehr von lebensunwirklichen, vorgefaßten, phantastischen Vorstellungen auf den Boden der festen Wirklichkeit. War die erste Liebe der Beginn, so ist die zweite das Ende der Byronstimmung, keine unendliche Schwärmerei, sondern von Anfang an eine gesunde Empfindung mit einem erkennbaren und erreichbaren Ziel. Die Heirat mit Therese war kein übermütiger, knabenhafter Traum, sondern Heines Ausblicken auf ihre Hand waren besser und begründeter als die auf Amaliens. Er war nicht mehr der Chef der Firma „Harry Heine & Co.“ in Liquidation, sondern ein anerkannter deutscher Dichter, und es lag in seiner Hand, bei einigem Fleiße in wenigen Monaten den von der Familie begehrten Titel eines Dr. juris zu erwerben. Man darf nicht glauben, daß Heine durch praktische Gründe zu der jungen Cousine hingezogen wurde — er war stets geldbedürftig, doch nicht geldsüchtig —, aber die Neigung trug im Gegensatz zu der früheren Schwärmerei ein reales Element in sich. Therese glich ihrer älteren Schwester mehr im Aussehen als im Wesen. Sie hatte Sinn für die Huldigungen und die Liebe eines Dichters, wenn sie sich auch später nicht entschließen konnte, ihn zu heiraten.

Von Ende Juli ab weilte der Dichter zur Erholung in dem Seebade Ruzhaven. Es war das erstemal, daß er das Meer sah, aber es hat damals noch nicht den überwältigenden Eindruck auf ihn gemacht wie bei späteren Besuchen. Der Binnenländer mußte sich erst an die Großartigkeit des Anblicks gewöhnen, und die erregte See schreckte ihn zunächst mehr, als daß sie ihn begeisterte. Er hat auch einen Sturm mitgemacht, selbstverständlich wie jeder, der zum erstenmal auf dem Wasser fährt, den schwersten Sturm, den der Kapitän je erlebt hat. Die Seebäder taten ihm wohl, die Kopfschmerzen ließen nach, doch wurde seine Erholung durch einen neuen Zwist mit dem Onkel, der unter den damaligen Umständen doppelt peinlich war, gestört. Er hatte dem Neffen für

zwei Jahre seines Studiums ein Stipendium bewilligt, das in vierteljährlichen Fälligkeiten von je 100 Talern zahlbar war. Die Hälfte dieser Frist war kaum verstrichen, als der stets geldbedürftige Empfänger schon eine Rate des zweiten Jahres erhob, die allerdings erst in einigen Monaten fällig war. Der Onkel sah darin eine Überschreitung des eingeräumten Kredites, nach seiner Ansicht bedurfte es zur Erhebung der weiteren 100 Taler einer erneuten Anweisung. Außerdem war das Geld für das Studium, nicht aber für Badereisen bestimmt. Salomon Heine war der bessere Rechner und in Geldsachen gewiß zuverlässiger als sein Nefte; seine Darstellung wird wohl die richtige sein, und dem Dichter können wir es zutrauen, daß er eine Unklarheit der Abmachungen benutzte, um sich vor der Zeit in Besitz des Geldes zu setzen, das er jetzt wie immer notwendig brauchte. Der Geldmann, den die Eigenmächtigkeit empörte, schrieb dem Dichter einen wütenden Brief, in dem er ihm die Entziehung jeder ferneren Hilfe androhte; dieser antwortete mit einem „Meisterstück von Würde und Persiflage“, von dem er allerdings voraussah, daß es „keine milde Stimmung“ hervorbringen würde. Der Standpunkt des Bankiers war, daß er genug für die bedürftige Familie seines Bruders Samson tat, wenn er diesen selbst und seine noch nicht erwerbsfähigen Kinder unterstützte, daß aber der erwachsene Sohn sich selber sein Brot verdienen müsse. Heine konnte dieser nüchternen, klaren Auffassung nur seinen Dichterberuf entgegenhalten, aber er durfte nicht erwarten, daß er bei einem Hamburger Bankier dafür Verständnis fand.

Es ist der alte Gegensatz, der sich unter den gleichen Bedingungen immer wiederholt und wiederholen muß, zwischen dem idealen Recht des Künstlers, der ohne fremde Hilfe nicht leben kann, und dem realen Recht des Gönners, der die Kunst nach seinen materiellen Begriffen einschätzt. Heine ist nicht der einzige Dichter, der unter diesem Zwiespalt gelitten hat. Ariost z. B. hat ihn in derselben qualvollen und demütigenden Weise durchlebt. Setzt man an Stelle von Hippolyt und Alfons von Este den weniger wohlklingenden Namen Salomon Heine, so kann man die Klagen

des italienischen Dichters trotz der Spanne von drei Jahrhunderten wörtlich dem deutschen in den Mund legen. Er schrieb von seinem Gönner:

Meint er, daß er mich kaufte durch die Gaben,
so geb' ich sie zurück, leicht fällt die Wahl
und will nur meine Freiheit wieder haben.

Doch gleich darauf sieht er ein, daß er von fremdem Gut leben muß und daß es immer noch besser sei, sich beim Herzog „fatt zu laben“, als „mein täglich Brot zusammen mir zu schaben“. Genau so verhielt sich Heine. Auch er erklärte wieder und wieder, daß die Abhängigkeit von dem Dnfel mit seiner Würde unverträglich sei, daß er sich aus der schmählischen Lage befreien müsse, und daß er sein Brot lieber in der Schale der Themis essen wolle, aber das Ende dieser Entrüstung bildete immer der Entschluß, für dieses eine und letzte Mal noch etwas von dem Dnfel anzunehmen, und er feilscht mit ihm um Heller und Pfennig. Diese Komödie wiederholt sich in Heines Leben unzählige Male wie in dem Ariosts. Aber dem Dichter der Renaissance gelang es, die Komödie als Komödie zu genießen, dem der Neuzeit wurde sie zur Tragödie.

Ariost verachtete seine Gönner und darum wußte er sie immer wieder an ihrer schwachen Seite zu fassen. Heine hat sich zu einem Gefühl der Überlegenheit nicht aufgeschwungen. Er bewunderte den Reichtum und die kapitalistischen Fähigkeiten des Dnfels, er haßte und liebte ihn. Dadurch war seine Haltung immer schwankend und zweideutig, sie zeigte mehr Selbstgefälligkeit als Selbstbewußtsein. Wenn er dem Verwandten bei einer dieser Auseinandersetzungen ins Gesicht sagte: „Das Beste an Dir ist, daß Du meinen Namen trägst“, ein andermal ihm die allerdings nicht beglaubigten Verse schrieb:

Schicken Sie mir eine Million,
und vergessen sie dann ihren Bruderlohn!

oder ihm erklärte, jedes seiner eigenen Worte sei für ihn bares Geld wert, so lag darin eine kümmerliche Genugtuung und Rache. Er mußte doch wieder mit Salomon verhandeln und froh sein, wenn er etwas bekam. So ging es auch diesmal. Der Dnfel ließ

sich herbei, ihm 100 Louisd'or zur Beendigung seines Studiums für das Jahr 1824 zu bewilligen. Der Neffe freilich stellte die Sache so dar, als ob er sich herabließe, diesen Betrag, aber keinesfalls mehr, anzunehmen, weil er ihn in seinen Zukunftsplänen schon in Rechnung gestellt habe. Er erklärte, daß der Onkel vor allen weiteren Ansprüchen sicher sein könne, eine Drohung, die Salomon Heine sicher nicht sehr erschütterte. Sie wurde natürlich nicht ausgeführt, den stolzen Worten folgten keine Taten, und da die Frist für das Studium nicht ausreichte, so mußte es sich der Dichter schon nach einem Jahr gefallen lassen, daß auch das Stipendium verlängert wurde.

Die letzten Monate in Lüneburg verbrachte er, wie er nachträglich bemerkte, in recht angenehmer Weise. Er „ochste“ Pandekten und dichtete die Lieder der „Heimkehr“. Am 30. Januar wurde er zum zweitenmal in Göttingen immatrikuliert, etwa zwei Jahre, nachdem er die Stadt als relegierter Student verlassen hatte. Selbstverständlich fand er den kleinen Ort wieder entsetzlich langweilig und ebenso langweilig und geisttötend erschien ihm das juristische Studium, dem er sich nun mit Eifer widmen mußte. Eine Wissenschaft, die man erlernt und nicht ergreift, kann nicht anziehen. Heine war nur bemüht, sich das für das Examen notwendige Material anzueignen, aber es spricht doch für sein Interesse an der Jurisprudenz, daß er in Berlin ein historisches Staatsrecht, in Göttingen eine Abhandlung über die Todesstrafe schrieb oder zu schreiben gedachte. Der Geist des Rechts interessierte ihn, sein lückenhaftes Studium verhinderte ihn aber, diesen Geist, der sich gerade im Zivilrecht am klarsten ausdrückt, zu erfassen. Seine Professoren freilich ahnten von dem Geist auch nur wenig. Meister und Bauer waren trockene Pedanten, ihr Kollege Hugo überragte sie an Bedeutung, aber aus nicht ersichtlichen Gründen hielt Heine ihn für seinen persönlichen Feind und zitterte davor, daß er Dekan und Präsident der Prüfungskommission werden könne. Im Verkehr hat er mit keinem der Juristen gestanden, wohl aber nahm er den Umgang mit dem hochgeschätzten Sartorius wieder auf, und Eichhorn lud ihn sogar zur

Mitarbeiterschaft an dem angesehenen „Göttinger Gelehrten Anzeiger“ ein. Die Professoren trugen seinen Jahren und seiner literarischen Bedeutung Rechnung, und nichts lag ihnen ferner, als dem Dichter die Jugendstreiche zu vergelten, wie er befürchtete.

Von seinen ehemaligen Genossen weilte keiner mehr in Göttingen, sie hatten zumeist ihr Studium schon abgeschlossen. Neue Freundschaften traten an die Stelle der alten, die Brüder Wedekind, mit denen sich Heine gern über Kunst und über seine eigenen poetischen Pläne unterhielt, Donnendorf, den er später in Paris wieder traf, Adolf Peters, dessen übersinnliche, blutleeren Keimereien den Spott unseres Dichters erregten, und Karl Otto von Raumer, der später als preussischer Kultusminister den „Romanzero“ seines Universitätsfreundes verbot und die beschlagnahmten Exemplare einstampfen ließ. Damals freilich war er ein schwärmender Jüngling, der bei der Lektüre des Buches „Le Grand“ Tränen vergoß. Der Dichter hat sich bei diesem zweiten Göttinger Aufenthalt mehr in das studentische Leben eingelassen als beim ersten. Der ehemalige Burschenschaftler verkehrte jetzt viel bei der Landsmannschaft „Westfalia“. Für den Fechtboden hatte er immer Interesse gehabt, und so war er jetzt bei den meisten Messuren als Sekundant, Zeuge oder Unparteiischer beteiligt. Er hat sogar selbst nochmals einen andern Studenten herausgefordert, doch ist nicht bekannt, ob der Zweikampf ausgefochten wurde. Bei einem früheren Duell hatte sich Heine zwar mutig, aber auch sehr ungeschickt benommen.

Er genoß mit seinen zwanzig Semestern seit Abgang von der Schule die Vorrechte des „bemoosten Hauptes“. Die Bekannten der damaligen Zeit berichten von Heines unverwüßlicher Heiterkeit, die nur gelegentlich durch sein schlechtes körperliches Befinden gestört wurde, sie erzählen auch von zahlreichen Studentenstreichen, an denen er beteiligt war, von seinen treffenden Antworten und von lustigen Anekdoten, die er vortrug. Der Dichter muß sich im großen und ganzen in dem langweiligen Göttingen und trotz der verhassten Juristerei recht wohl gefühlt haben. Vermutlich trugen dazu weniger die Freuden des akademischen Lebens bei, für die der Siebenundzwanzig-

jährige reichlich alt war, sondern am meisten tat ihm wohl, daß er dem Banne des Judentums entrückt war. Er erkundigte sich zwar in seinen Briefen an die Berliner Freunde stets nach dem Schicksal des Vereines, aber der Nachfrage fehlte das lebendige Interesse. Der Umgang mit der studierenden Jugend, die sich um den großen Judenthmerz nicht kümmerte, und in ihm selbst nur einen der Ihren sah, tat ihm wohl. Das bittere Gefühl, ein Fremder zu sein, trat zurück, und es blieb davon nur eine leise Wehmut, daß ihm nicht vergönnt war, in gleich sicheren und ebenen Bahnen wie die Freunde sein Leben zu vollenden. Doch der Druck hörte auf, seine verlernte, sich als Jude zu fühlen, und in seinen Göttinger Briefen spielt im Gegensatz zu denen aus Lüneburg das Judentum kaum eine Rolle mehr.

Trotz der vielen Lücken, die er in seinem Studium auszufüllen hatte, blieb ihm Zeit zu größeren und kleineren Ausflügen, zu Reisen und zu dichterischem Schaffen. Auch das ist ein Beweis, daß ihm bei einigem guten Willen die Rechtswissenschaft keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bot. Er arbeitete in Göttingen an dem unglückseligen „Rabbi“, der nicht weiter kommen wollte, obgleich der Verfasser alle möglichen Chroniken durchstudierte, er schrieb die „Harzreise“, setzte seine in Lüneburg begonnenen „Memoiren“ fleißig fort und dichtete zahlreiche Lieder, die in seinen späteren Sammlungen veröffentlicht wurden. Ludwig Robert und sein alter Mitschüler Rousseau bedrängten ihn beständig um Beiträge für ihre literarischen Zeitschriften. Das Almanachwesen war unserm Dichter, wie er an Moser schrieb, im höchsten Grade zuwider, und mit Recht befürchtete er, dadurch sein Talent und die Wirkung seiner Gedichte zu zersplittern, aber er war zu gutmütig, um sich den Bittenden zu versagen, zumal wenn diese ihre Anträge durch eine hübsche Frau unterstützten wie Friederike Robert, der er damals durch Moser einen Sonettenkranz überreichen ließ. So gab er verschiedene Gedichte an die „Rheinblüten“ des einen und an die „Agrippina“ des andern Freundes, meistens allerdings unter der Bedingung, daß seine Beiträge nicht mit seinem vollen Namen ge-

zeichnet würden. Es war manches leichtere Gut darunter, das er später nicht anerkannte und nicht in seine Werke aufnahm. Rousseau hatte auch sonst keine reine Freude an der Mitarbeiterschaft seines einstigen Universitätsfreundes. Eine seiner Einsendungen, ein humoristisches Soldatenlied, das Heine nicht einmal verfaßt, sondern nur aufgezeichnet hatte, gab den Behörden Veranlassung, die „Agrippina“ zu unterdrücken. Der Herausgeber konnte freilich den Schlag vermeiden, da er noch mehrere Journale gleichen Kalibers sein eigen nannte oder bald begründete.

Zu Ostern 1824 unterbrach Heine das Göttinger Studium, um sich bei den Berliner Freunden in Erinnerung zu bringen. Auf der Hinreise verweilte er vier Tage in Magdeburg, um Zimmermann persönlich kennen zu lernen, mit dem er seit dem Erscheinen seiner ersten Gedichte in lebhaftem Briefwechsel stand. Zimmermann ist der einzige Dichter von Bedeutung, mit dem Heine, obgleich sie sich nur das eine Mal sahen, in dauerndem freundschaftlichen Verhältnis stand. Von all den bedeutenden Menschen, die er in Berlin oder später in Paris kennen lernte, ist ihm keiner nähergetreten, sondern der Umgang blieb stets konventionell. Zimmermann hatte eine sehr günstige Besprechung der „Jungen Leiden“ veröffentlicht, und Heine dankte ihm in einem Schreiben voll überströmender Dankbarkeit. Er lobte die zahlreichen Tragödien Zimmermanns auf das höchste, und er ist seiner günstigen Ansicht dauernd treu geblieben, obgleich diese längst vergessenen Stücke seine Anerkennung nicht verdienten. Die älteren bewegen sich in den ausgefahrenen Gleisen billigster Romantik, die späteren ahmen in nüchterner, verstandesmäßiger Weise Shakespearesche Außerlichkeiten nach. Heine stellte den Verfasser neben den großen Briten selber, er hielt ihn, dessen bedeutende Werke erst später geschrieben wurden, schon damals für einen großen, ja für einen der größten Dichter. Er war dabei sicher aufrichtig, er täuschte sich selbst, weil es ihm wohlthat, einen der größten unter seinen Zeitgenossen seinen Freund zu nennen, weil er dadurch in seinen eigenen Augen gewann, daß wenigstens dieser eine große Dichter nicht wie die andern, wie Goethe, Tieck und Uhland, seine

dargebotene Hand verschmähte. In Zimmermann lobte Heine sich selber und er hat ihm seine Freundschaft geradezu aufgedrängt denn weder in ihrem Schaffen noch in ihrem Charakter hatten die beiden Männer auch nur die geringste Ähnlichkeit. Zimmermann war keine „kräftige, leuchtende Dichtergestalt“, wie Heine begeistert schrieb, sondern ein strenger, kerniger Altpreuße von herbem Verstand und nüchterner Klarheit, die an den alten Fritz und die Aufklärung gemahnten. Schon auf der Universität war er in Opposition gegen die herrschende Burschenschaft getreten, weniger gegen ihre Tendenzen als gegen den Terrorismus, mit dem sie die aufstehenden Studenten verfolgte. Auch als Dichter hielt er sich von dem tonangebenden Klüngel fern und nahm es lieber hin, daß seine Dichtungen nicht beachtet als von Leuten gelobt wurden, die ihm nicht gefielen. Zimmermanns Charakter, „sein starkes Wollen des Guten und Rechten“ imponierte dem schwankenden und haltlosen Heine. Aber das, was sie zumeist zusammenführte, war die gemeinsame Opposition. Beide nahmen eine Sonderstellung in der Literatur ein, beide waren der aristokratischen Romantik abgeneigt und fühlten, daß die neue Zeit eine neue Kunst verlangte; beide besaßen eine starke Dosis von Rationalismus, die sie zu Feinden der historisierenden Romantik mit ihren Rittern und Pfaffen, ihrer Mystik und ihrem Altdeutschtum machte. Heine hat dies schon in seinem ersten Brief mit erstaunlicher Klarheit erkannt. Schon dort gab er die Parole aus: „Kampf dem verjährten Unrecht, der herrschenden Torheit und dem Schlechten! Wollen Sie mich zum Waffenbruder in diesem heiligen Kampfe, so reiche ich Ihnen freudig die Hand. Die Poesie ist am Ende doch nur eine schöne Nebensache.“

Zimmermann ergriff die dargebotene Hand und es entspann sich zwischen den beiden Dichtern ein reger Briefwechsel, der erst mit Heines Übersiedlung nach Paris verebbte. Wohl nicht nur durch Zufall oder Säumnis, sondern ihre Wege gingen damals auseinander. Schon in dem Kampf gegen Platen fand Heine nicht die Unterstützung bei Zimmermann, die er erwartete, und vollends gegen die „Bewegungsliteratur“ verhielt der altpreußische Beamte sich ab-

lehrend, während sein Freund von dem jungen Deutschland auf den Schild gehoben wurde. Zimmermann betrachtete die Poesie als seine Lebensaufgabe, und je mehr Heine Politiker wurde, um so weniger hatten die einstigen Freunde sich zu sagen. Von ihrer Korrespondenz sind nur Heines Briefe erhalten, die Antworten Zimmermanns sind leider bei einem Brande in Betty Heines Wohnung vernichtet worden. Wir können das Freundschaftsverhältnis also nur einseitig beurteilen, aber aus dem Vorhandenen ergibt sich, daß unser Dichter der Führende, der Geistvollere und Vielseitigere in diesem Bunde war. Er erteilt dem Freunde bei aller Bewunderung gute Ratschläge, schickt ihm eingehende Verbesserungen zu der Dichtung „Tulifantchen“ und weist sein Talent auf die richtigen Wege. Es ist kaum anzunehmen, daß Zimmermann Gleiches mit Gleichem vergelten konnte, er beschränkte sich darauf, dem Freund anerkennende Kritiken zu schreiben, die dieser hochbeglückt aufnahm. In Magdeburg wurde der Freundschaftsbund damals besiegelt.

Von dort ging es nach Berlin. Seine Ankunft hatte Heine gut vorbereitet durch 33 der besten Lieder der „Heimkehr“, die Gubitz kurz vorher im „Gesellschafter“ gedruckt hatte. Die Freunde sollten sehen, daß seine Harse noch wie einst klang. Die kurze Zeit in der Hauptstadt verlief auf das angenehmste, um so mehr als der Dichter in der Lage war, dank der ritterlichen Haltung Fouqués ein Zerwürfnis, das Barnhagens Mißtrauen verschuldet hatte, zu beseitigen. Er selbst schrieb über den Aufenthalt: „Ich habe in Berlin viel antichambriert, viele höchstgnädige Blicke auf mich herabstrahlen lassen, alte Freundschaften fester geknüpft, gut gegessen, noch besser getrunken à la Hafis, hinlänglichen Weihrauch eingeatmet, etwelche Küsse empfangen, 30 Louisd'or ausgegeben, rasend viel dummes Gewäsch angehört und köstliche Stunden genossen.“ Das Wichtigste ist, daß er viel antichambriert hat. Die Reise diente also nicht ausschließlich dem Vergnügen, sondern der Förderung seiner Zukunftspläne. Er trug sich mit dem Gedanken, sich nach dem Examen in der Berliner philosophischen Fakultät zu habilitieren, und er hoffte, daß man ihm

dies trotz seines Judentumes und trotz der Promotion in einer andern Fakultät gestatten würde. In Berlin hat er wohl Fühlung mit den zuständigen Stellen gesucht, und von Moser ließ er sich in der nächsten Zeit genau über die Verhältnisse im preussischen Kultusministerium unterrichten. Je mehr juristische Kenntnisse er sich als Examenballast einpaukte, desto weniger lockte ihn die Advokatur, vor allem aber suchte er den Übertritt zum Christentum zu vermeiden, den er, so verhaßt ihm die Taufe sein mochte, vollziehen mußte, um die Tätigkeit als Anwalt aufzunehmen.

Eine zweite Reise unternahm er im Spätsommer desselben Jahres. Sie führte ihn auf einer großen Fußwanderung von Göttingen durch den Harz über Eisleben, Halle, Jena, Weimar, Erfurt, Gotha, Eisenach nach Kassel und zurück. Heine war in jungen Tagen ein guter Fußgänger, am liebsten marschierte er allein, um die Natur ungestört zu genießen, und überließ es als echter Sohn der Romantik dem Zufall, ihn in gute oder schlechte Gesellschaft zu bringen. Er hat die kurze Unterbrechung der Examenbüffelei, diese sorgenlose Fahrt durch Berg und Tal in vollen Zügen ausgekostet, sie gab ihm die Stimmung zur „Harzreise“, seinem frischesten und glücklichsten Prosawerk, nur wurde sie durch ein Ereignis getrübt, durch den Aufenthalt in Weimar, den enttäuschenden Besuch bei Goethe.

Heine hatte dem Altmeister bisher alle seine Werke zugesandt, aber keine Antwort oder höchstens einen konventionellen Dank erhalten. Um so mehr drängte es ihn, Deutschlands größten Dichter Aug' in Auge zu sehen und die Anerkennung zu ertrogen, die jener ihm bisher versagt hatte. Er mochte hoffen, daß sein wachsender Ruhm Goethe zu Ohren gekommen war und daß er ihn, wenn nicht als Ebenbürtigen, so doch als jüngeren Kollegen in Apoll begrüßen würde. Eine schwere Enttäuschung stand ihm bevor. In der „Romantischen Schule“ freilich gibt Heine eine begeisterte Schilderung seines Besuches. Er vergleicht dort Goethe mit Jupiter und erzählt: „Wahrlich, als ich ihn in Weimar besuchte und ihm gegenüber stand, blickte ich unwillkürlich zur Seite, ob ich nicht auch

neben ihm den Adler sähe mit den Blüten im Schnabel. Ich war nahe dran, ihn griechisch anzureden; da ich aber merkte, daß er Deutsch verstand, so erzählte ich ihm auf deutsch, daß die Pflaumen auf dem Wege zwischen Jena und Weimar sehr gut schmeckten. Ich hatte in so manchen langen Winternächten darüber nachgedacht, wie viel Erhabenes und Tiefsinniges ich dem Goethe sagen würde, wenn ich ihn mal sähe. Und als ich ihn endlich sah, sagte ich ihm, daß die sächsischen Pflaumen sehr gut schmeckten. Und Goethe lächelte. Er lächelte mit denselben Lippen, womit er einst die schöne Leda, die Europa, die Danae, die Semele und so manche andere Prinzessinnen oder auch gewöhnliche Nymphen geküßt hatte.“

In diesem lange nach dem Ereignis, ja nach Goethes Tod verfaßten Bericht ist nur das eine zutreffend, daß das Gespräch der beiden Dichter sich in gleichgültigen Bahnen bewegte. Das wird durch Maximilian Heines Erinnerungen bestätigt, jedoch kam nach seiner Angabe die Unterhaltung zu einem unerfreulichen, schnellen Abschluß. Goethe fragte den Besucher, womit er sich jetzt beschäftige, und als er die Antwort erhielt „mit einem Faust“, brach er die Unterhaltung schroff und unvermittelt ab. Heine selbst schwieg zunächst über die Begegnung, erst auf das Drängen der Freunde verstand er sich zu zwei Äußerungen, denen man, obgleich sie erst aus dem Sommer des folgenden Jahres stammen, die Erregung und Gereiztheit anhört. In einem Brief an Christiani, dessen rückhaltlose Goetheverehrung er oft verspottet hatte, beklagt er die menschliche Hinfälligkeit des Dichters, rühmt aber dessen Teilnahme an seiner Gesundheit und stellt fest, daß gerade diese persönliche Unterhaltung ihm den tiefen Gegensatz zwischen Goethe und ihm selber sowie den Grund, warum die Schriften des Meisters ihn stets zurückgestoßen, offenbart habe. Noch schärfer spricht er sich in einem Brief an Moser aus, dessen Gefühle er weniger zu schonen brauchte als die des Lüneburger Goetheschwärmers. „Daß ich dir von Goethe nichts geschrieben, und wie ich ihn in Weimar gesprochen, und wie er mir recht viel Freundliches und Herablassendes gesagt, daran hast du nichts verloren. Er ist nur noch das Gebäude, worin

einst Herrliches geblüht, und nur das war's, was mich am meisten an ihm interessierte. Er hat ein wehmütiges Gefühl in mir erregt, und er ist mir lieber geworden, seit ich ihn bemitleide. Im Grunde aber sind ich und Goethe zwei Naturen, die sich in ihrer Heterogenität abstoßen müssen. Er ist von Haus aus ein leichter Lebemensch, dem der Lebensgenuß das Höchste, und der das Leben für und in der Idee wohl zuweilen fühlt und ahnt und in Gedichten ausspricht, aber nie tief begriffen und noch weniger gelebt hat. Ich hingegen bin von Haus aus ein Schwärmer, . . . es ist noch die große Frage, ob der Schwärmer, der selbst sein Leben für die Idee hingibt, nicht in einem Moment mehr und glücklicher lebt, als Herr v. Goethe während seines ganzen siebenzigjährigen egoistischen, behaglichen Lebens." Eine abfällige Bemerkung Goethes, die Heine hinterbracht wurde, steigerte in den nächsten Jahren seine Gereiztheit. Er findet es nur natürlich, daß er dem Aristokratenknecht mißfalle, der in dem Bewußtsein der eigenen Schwäche die heranwachsenden Titanen fürchte, aber — so schreibt er in einem andern Brief an Barmhagen, „mag Wolfgang Goethe immerhin das Völkerrecht der Geister verletzen, er kann doch nicht verhindern, daß sein großer Name einst oft zusammen genannt wird mit dem Namen H. Heine“.

Der jüngere Dichter, der damals über die Götter Griechenlands urteilte:

Ich hab' euch niemals geliebt, ihr Götter!
Denn widerwärtig sind mir die Griechen,
und gar die Römer sind mir verhaßt,

konnte keinen Sinn für Goethes klassische Größe besitzen. Er betonte auch immer, daß er sich mit dessen Schriften nicht befreunden könne, und ruft Zeugen auf, daß diese Abneigung nicht erst durch die unglückselige Begegnung hervorgerufen sei, sondern von jeher bestanden habe, daß sie also keinen persönlichen, sondern einen sachlichen Charakter trage. Die neu erscheinenden Szenen des „Faust II“ fertigte Heine mit billigen Witz ab, die Helena sei wohl „ein großherzoglich Weimarsches Staatsgeheimnis“, also ohne große politische Bedeutung. Er war der Ansicht, daß die europäische

Kunstepoche mit Goethe ihr Ende erreicht habe und daß dieser wie eine Ruine der Vergangenheit, als der letzte Naturdichter, in die neue politische Zeit hineinrage. Heine vermißte an Goethe die männliche Energie, er verargte ihm sein ablehnendes Verhalten gegen die Revolution und verlangte, daß der Dichter nicht einseitig in einer weltentrückten olympischen Höhenkunst lebe, sondern unter das Volk trete und für den Fortschritt der Menschheit kämpfe, also für die Idee, für die die jüngere Generation sich einsetzte. Es ist der immer wiederkehrende Gegensatz zwischen Jugend und Alter, wie ihn Goethe selbst verständnisinnig in „Paläophron und Neoterpe“ dargestellt hat.

Die Kunst als solche erschien Heine aristokratisch und egoistisch, fremd oder feindlich den Interessen der Allgemeinheit und der Gegenwart. Sein Standpunkt war berechtigt, insofern die Kunst beständig aus dem Leben neu geboren werden muß; falsch, wenn er sie zur Dienerin der Politik oder von Eintagstendenzen machen wollte. Er fühlte, daß Goethes überragende Größe einen Druck auf die neue Generation ausübte, daß mancher hoffnungsvolle Trieb im Schatten des Riesen verkümmerte. Er selbst war sich bewußt, daß er „in wahrhaftem Krieg mit Goethe und seinen Schriften“ liege, daß er sich von ihm befreien müsse, um sich selber zu behaupten. Wenn man das bedenkt, wird man seine damaligen absprechenden Urteile milder betrachten, sie entsprangen nicht nur dem Neid und der Eifersucht, wie er sich später selbst vorwarf, nicht nur einer persönlichen Kränkung, sondern einem zwar subjektiven, aber doch berechtigten Gegensatz, sowie dem Bedürfnis der schwächeren Natur, sich nicht an die stärkere zu verlieren. Es war eine Art geistiger Notwehr, wie sie Goethe seinerseits gegen Shakespeare übte. An der Dichtergröße des Meisters hat Heine niemals gezweifelt. Nicht Vorsicht, sondern sein Geschmack hielt ihn ab, in Börnes oder Menzels törichte Ausfälle einzustimmen. Da konnte er den besorgten Freund Barnhagen beruhigen: „Ich gegen Goethe schreiben! Wenn die Sterne am Himmel mir feindlich werden, darf ich sie deshalb schon für bloße Irrlichter erklären?“

Je energischer Heine in die Politik trat, desto mehr näherte er sich merkwürdigerweise dem „alten Kunstgreis“. Er erkannte, daß er bei dem „großen Heiden“ aushalten müsse im Kampfe gegen die deutsche „Nationalbeschränktheit und den Pietismus“. Die Ahnung dämmerte ihm auf, daß Goethe nicht nur Dichter war, sondern die höchste Zusammenfassung des damaligen europäischen Geistes. Goethe selber, dem Mann des objektiven Denkens und der klassischen Weltanschauung, war Heines Art sicher unsympathisch, ebenso wie die Kleists. Beide kamen zu ihm: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“ Er hat sie nicht gesegnet. Es war nicht seine Schuld, aber bedauerlich bleibt es doch, sein Lob hätte Deutschland zwei große Dichter erhalten können.

Im April 1825 tat der Dichter die ersten Schritte zum Examen. Er richtete das damals übliche lateinische Gesuch, die *litera petitoria*, an den Dekan der Fakultät, daß er mit den höchsten juristischen Ehren geschmückt zu werden wünsche. Sehr kleinlaut entschuldigt er sich am Schlusse dieses Schriftstückes wegen seiner mangelhaften Kenntnisse, er habe aber in den sechs Studienjahren mehr für seine Allgemeinbildung als für das spezielle Fach gearbeitet und daher die Rechtskollegien zugunsten der literarischen und philosophischen vernachlässigt. Auch auf die Kopfschmerzen verweist er als Milderungsgrund. Das Examen war damals nicht schwer. Eine schriftliche Arbeit war nicht erforderlich, eine Exegese über zwei Stellen des *Corpus juris* genügte. Die beiden, die Heine vorgelegt wurden, boten keine nennenswerten Schwierigkeiten und er scheint sich mit ihnen gut abgefunden zu haben.

Ehe es zum Abschluß des Examens durch die Promotion kam, tat er einen wichtigen Schritt, er trat zum Christentum über. Um jedes Aufsehen zu vermeiden, wurde der Taufakt am 28. Juni 1825 nicht in Göttingen, sondern in Heiligenstadt, dem Hauptort des preussischen Eichsfeldes, vollzogen. Als Geistlicher fungierte der dortige Superintendent Gottlob Christian Grimm, als einziger Pate sein zufälliger Gast, der Pfarrer Bonitz aus Langensalza. Heine hatte offenbar keinen seiner Freunde in das Geheimnis eingeweiht, sonst

hätte ihn wohl einer von ihnen nach dem nahe gelegenen Städtchen begleitet. Bei der Taufe nahm er den Namen Christian Johann Heinrich an, und seit dieser Zeit heißt er Heinrich Heine, obgleich er als Schriftsteller meist nur die Form H. Heine verwendete.

Schon in der Hamburger Zeit trug er sich mit dem Gedanken, den Glauben seiner Väter abzuschwören, vermutlich wäre er damals entsprechend seiner mystischen Stimmung und unter den rheinischen Jugendindrücken katholisch geworden. Als er sich dem Studium zuwandte mit der Absicht, sich in Hamburg als Anwalt niederzulassen, wurde die Taufe von seinen Angehörigen und von ihm selber als etwas Selbstverständliches ins Auge gefaßt, denn der Beruf stand Juden nicht offen. Heine hatte damals gar kein Verhältnis zu der Religion des alten Testaments, ein gläubiger Christ war er freilich auch nicht, aber da er in einer christlichen Kulturgemeinschaft lebte und eine Geistesbildung besaß, die auf dem Christentum begründet war, so erschien ihm das Verharren im Judentum als eine zwecklose Sonderstellung, als ein Selbstauschluß von der Allgemeinheit, die jeden Sinn und jeden Grund verloren hatte. Durch den Beitritt zu dem jüdischen Verband in Berlin änderte sich seine Auffassung. Er lernte sich als Jude fühlen, ja er stellte sich als Vorkämpfer des Judentums in die vorderste Reihe. Als solcher konnte er sich kaum taufen lassen, ohne sich bei Freund und Feind, besonders aber vor sich selber verächtlich zu machen. Seine Familie befürwortete den Schritt, wie der Dichter in einem Brief aus dem Jahre 1823 berichtet, aber er selbst sträubte sich nicht aus religiösen, sondern persönlichen Gründen gegen die Taufe, und nur der Gedanke, daß er als Christ die Rechte seiner „unglücklichen Stammesgenossen“ besser vertreten könne, machte sie ihm annehmbar.

Er schob den Schritt hinaus, solange er konnte. Jetzt vor dem Examen mußte er geschehen, wenn sich der Dichter nicht um die Früchte des mühsamen Studiums bringen wollte, gleichgültig ob er an die akademische Karriere in Berlin oder die Advokatur in Hamburg dachte. Es war ein furchtbares Opfer, in

Berlin oder in Lüneburg hätte er sich vermutlich niemals dazu verstanden. In Göttingen war das Zugehörigkeitsgefühl zum Judentum zurückgedrängt worden, aber trotzdem empfand Heine den Glaubenswechsel als einen Bruch mit seinen Idealen, als einen Verrat an sich selber. „Es wäre mir leid,“ schrieb er später an Moser, „wenn mein Getauftsein Dir in einem günstigen Licht erscheinen könnte. Ich versichere Dich, wenn die Geseze das Stehlen silberner Löffel erlaubten, so würde ich mich nicht getauft haben.“ Heine war in diesem Fall von rücksichtslosester Ehrlichkeit gegen sich selbst wie gegen seine Freunde, er täuschte weder sie noch sich darüber, daß er nur um des äußeren Vorteils willen seine Religion wechselte. Er machte sich nicht besser, als er war, er kannte seine eigene Schwäche und schrieb von sich selber, daß „Geldmangel nicht den mindesten Einfluß auf seine Grundsätze, aber desto mehr auf seine Handlungen“ habe. Aber was sind Grundsätze, denen die eigene Tat ins Gesicht schlägt? Es hat keinen Zweck zu untersuchen, ob Heine keine andere Möglichkeit besaß, es genügt, daß er keine sah und sich deshalb in das Christentum aufnehmen ließ, in dasselbe Christentum, gegen das er damals die schwersten Schmähungen erhob. Sein ehemaliger Freund Gans war ihm vorausgegangen. Ihm gilt ein Gedicht, das der Verfasser ebenso gut sich selber widmen konnte und wohl auch gewidmet hat:

O des heil'gen Jugendmutes!
 O wie schnell bist du gebändigt!
 Und du hast dich, kühlnern Blutes,
 mit dem lieben Herrn verständigt!

Und du bist zu Kreuz gekrochen,
 zu dem Kreuz, das du verachtest,
 das du noch vor wenig' Wochen
 in den Staub zu treten dachtest!

O, das tut das viele Lesen
 jener Schlegel, Haller, Burke —
 gestern noch ein Held gewesen,
 ist man heute schon ein Schurke.

(II, 166)

Später bezeichnete der Dichter den Religionswechsel als die

größte Dummheit seines Lebens. Sie war es auch. Die erhoffte Anstellung erreichte er nicht, viele alte Freunde verlegte er und neue erwarb er sich dadurch nicht. Den Juden galt er als Christ, den Christen weiter als Jude, beiden als Abtrünniger. Nach seiner ganzen bisherigen Wirksamkeit waren sich die einen wie die andern über die Gründe seines Abfalles im klaren; den Kampf, den er in seiner Brust ausgefochten, kannte keiner. Die Freunde konnten, die Feinde wollten nur das Verächtliche dieses Schrittes sehen. Heine selbst hatte sich eine Blöße gegeben, die von Juden und Christen gründlich gegen ihn ausgenutzt wurde, und für die Vorwürfe, die mit seinem Glaubenswechsel zusammenhingen, war er besonders empfindlich, weil sein eigenes Gewissen ihnen recht gab, ja sie sogar in verstärkter Form wiederholte. Aber schlimmer als der Spott der Gegner wog der Verlust der eignen Achtung, das demütigende, nagende, beschämende Gefühl über diesen ungeheuren Selbstverrat. Wenn Heine an die Taufe dachte, packte ihn ein bitterer Groll gegen sich selber; und das Christentum war ihm, seitdem er sich dazu bekannte, verhaßter als früher. Es hat lange gedauert, ehe diese schmerzende Wunde vernarbte. Solange der Dichter in Deutschland weilte, blieb sie offen.

Einstweilen wurden solche Erwägungen durch die bevorstehende Promotion zurückgedrängt. Am 20. Juli fand sie in der Aula der Georgia Augusta statt. Heines Thesen, die er gegen den Privatdozenten Culenmann und den Studenten Geppert vertrat, waren folgende: 1. *Maritus est dominus dotis* (Der Ehemann ist Herr der Mitgift); 2. *Creditor apocham dare debet* (Der Gläubiger muß eine Quittung ausstellen); 3. *Omnia judicia publice peragenda sunt* (Alle Rechtsverhandlungen sind öffentlich zu führen); 4. *Ex jurejurando non nascitur obligatio* (Aus dem Eid erwächst keine Verpflichtung); 5. *Confarreatio antiquissimus apud Romanos fuit in manum conveniendi modus* (Die confarreatio war bei den Römern die älteste Art einer rechtlichen Eheverbindung).

Die Sache verlief glücklich bis auf einen sehr bedenklichen Verstoß des Doktoranden gegen die lateinische Grammatik. Er erregte

allgemeine Heiterkeit, störte aber die milde Stimmung der Examinatoren nicht. Der gefürchtete Hugo erwies sich als sehr menschlich, er machte Heine die größten „Elogen“ und sprach nicht nur seine Bewunderung aus, daß ein großer Dichter auch ein großer Jurist sein könne, sondern verglich ihn sogar mit Goethe und setzte Heines Verse denen seines juristischen und literarischen Kollegen an die Seite. Der junge Doktor konnte zufrieden sein. Nach bestandnem Examen schrieb er an die Schwester und den Freund Moser so glücklich wie jeder, der diese größte Sorge im Leben der meisten jungen Männer überstanden hat. Er hatte Eile, allen möglichen Bekannten in Berlin und Hamburg seine Thesen zuzuschicken, die gewiß nicht mehr enthielten als ein paar mühsam aus den Lehrbüchern zusammengestoppelte Behauptungen. Am 31. Juli fand der damals übliche feierliche Doktorsehmaus statt. Heine soll in lebenswürdigster Weise den Wirt gespielt haben. Professoren und Studenten sprachen dem Wein reichlich zu, so daß das Fest in angenehmster Weise verlief. Die meisten jungen Leute sehen in dem Examen das Ende aller Sorgen, sie ahnen nicht, daß es gewöhnlich erst ihr Anfang ist. Heine blickte sicher nicht so hoffnungsvoll in die Zukunft. Der Siebenundzwanzigjährige hatte schon zu viel erlebt, immerhin mochte er von Herzen froh sein, daß die juristische Duälerei zu Ende war. Er legte auch Wert auf den neuen Titel eines Dr. juris, den vor ihm noch keiner in seiner Familie getragen hatte. Er vergaß in der nächsten Zeit nie, ihn bei Angabe seiner Adresse vor seinen Namen zu setzen.